

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Regina Lob [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

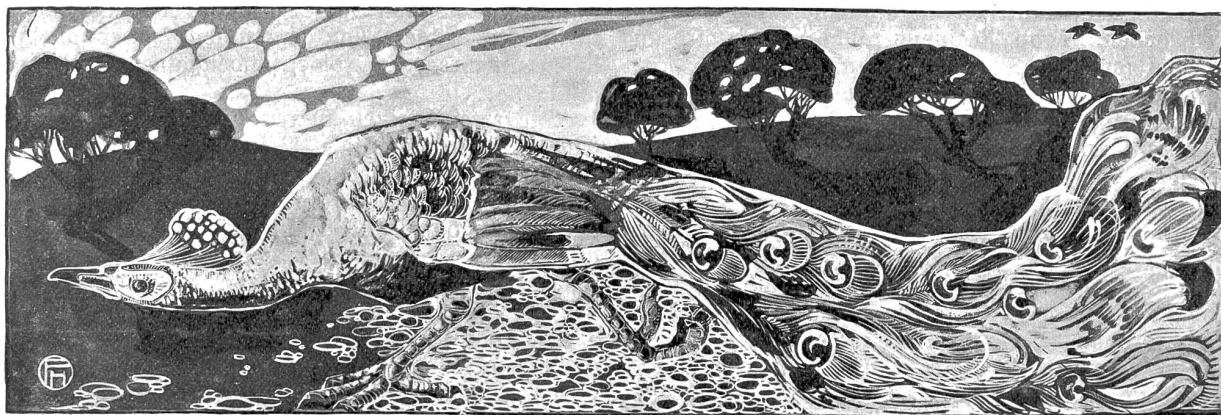
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sommernächte

O diese Nächte, da mit schwülen Düften
Der Sommer über meinem Garten liegt
Und unterm Sternenmeer in dunkeln Lüften
Die Sehnsucht über unsre Erde fliegt —

O diese Nächte, da in meinem Herzen
Ein jeder unerfüllte Wunsch sich regt,
Da dieses Herz in ungekannten Schmerzen
Und ungekannten Wonnen schneller schlägt —

Da ist kein Tag, der soviel heißes Leben
Ausströmen kann und soviel dunkle Kraft
Wie sie, die schlummerlose Träume weben
Mit Farben nie erloschener Leidenschaft . . .

Anny Tobler, Luzern.

Regina Lob.

Aus den Papieren eines Arztes.
Roman von Heinrich Federer, Zürich.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ich konnte lange keinen Schlaf finden. War das Geräusch aus der Gaststube herauf oder die muffige Luft in der Kammer oder die Aufregung des Abends schuld? Ich öffnete das Fenster. Der Himmel war goldighell von den vielen scharfen Sternen, die über die Dorfdächer niederhingen und ihre großmächtigen Lichter so nahe zu versprechen und zu versprühen schienen, daß man meinte, kaum ein kleines Viertelstündchen weit entfernt zu sein. Ueber den Giebeln tauchten die dunkelblauen Hügel hervor, und hinter ihnen standen meilenweit die Berge aus Fels und Eis umher in einer bleichen, überirdischen Helligkeit. Auf dem Dorfplatz krachten die Schritte eines Mannes über den gefrorenen Schnee. Ob den Markthäusern, oben am Bühl, sah ich zwei Lichtlein. Dort stand das Weggässerhaus. Dort brachte jetzt Frau Regina die Kinder zu Bette. Sie wird jetzt auch mein Mimeli zudecken und fragen:

„Hast du Vater gern?“

„Ja, ja!“

„Und hat Vater deine Mutter auch gern gehabt?“

„Ja, ja!“

„Ist's eine liebe Mutter gewesen?“

„O wie lieb!“ Mimeli küßt sich ins Kissen. So lieb war sie ihm!

„Hat Vater auch geweint, wo sie gestorben ist?“

„Weiß nicht mehr. O ja, hat sicher geweint!“

„Aber jetzt, ist Vater immer allein?“

„Nein, immer mit mir und mit vielen, vielen Kranken!“

„So, so!“

Sie wird das lange spitzige Kinn in ihre Hand stützen und studieren.

„Hat Mutter am goldenen Kettli, schau!“ wird Klärli sagen. Und Mimeli öffnet eifrig, aber mit einer löstlichen Andacht die Medaille, die sie um das bloße Hälschen trägt, und zeigt das ihm so heilige Bildchen: „Da, schau!“

Und Regina wird sehen, welch ein langes, schmales, frohes Gesicht mein kleines, wie ein Schmetterling in mein Leben geflogenes und wieder enteiltetes Frauelein gehabt hat. Wie Urselchens Augen lachten, wie ihre runden, gekräuselten Lippen gleich einer reifen Erdbeere im Gesicht standen, wie sogar das Haar nach vorn an den Schläfen sich lustig ringelte. Alles wollte an dieser Frau spassen und

singen. Man kann sie nur anschauen und zugleich lieb haben. Frau Reginens rauhe Macht wird an diesem sonnigen Ding schmelzen.

Und wieder stützt sie ihr langes, spitziges Kinn in die Hand und studiert.

Dann wird sie nach Tante Pauline fragen. Mimeli wird erzählen, wie sie ein nettes, ziemlich rundes Persönchen geworden ist und von einem Besuch zum andern immer noch ein bißchen hübscher aussieht. Sie hat ein Gesicht wie frische Butter am Sonntagmorgen, und die Augen drin sind wie zwei Honigtupfen, und der Mund ist da nicht wie eine Erdbeere, nein, wie eine große Lilrose mit zwei halboffenen breiten Blättern. Und immer hat Pauline, seit sie auf Engelland gewesen ist, eine grüne Masche im Haar und ein paar zackige Haarnadeln wie Gedörn. Man darf ihr nicht nach dem Haupt langen. So wenig wie einer Rose. Die Dornen, die Dornen! Und Mimeli plaudert auch noch, wie es bei jedem Besuch in Tante Paulinens „Seegstad“ von einem Duzend langer, blonder, süßer Mädchen geherzt und gepreßt und geküßt und herumgetragen wird, als wäre es eine Puppe. Wie es dann immer strampelt und zappelt und das einfach nicht leiden mag, aber wie diese Schelme von Jüngferchen nun erst recht wollen. Endlich kommt Tante Pauline und sagt: „Piano, piano!“ aber lacht eben doch auch mit und ist ganz sicher auch ordentlich boshaft. Aber eine schöne Frau, sapperlott!

Und Regina wird lauschen und lauschen und wird — Nein, ich weiß nicht, was sie sagen wird. O ja, sie wird von dem allem genug haben und sprechen: „Schlaf jetzt!“ Dann geht sie zu Theodor hinunter und besorgt wieder dieses große, wehleidige, immer hilflose Kind. Und die Nacht hat für sie mehr Arbeit als der ganze lange Sonnentag von einem Siebenuhrschlag zum andern. . .

Diese Regina beschäftigte mich jetzt weit mehr als Theodor. Sie war anders geworden. In ihren Augen hatte ich mehr als nur die frühern Blitze einer zigeunerischen Leidenschaft, ich hatte die beharrliche Wärme einer Mutter und Gattin wahrgenommen. Das hatte sicher das viele, tiefe Sorgen vollbracht! In der Stube war freilich nicht die beste Ordnung gewesen. Unter dem Tisch hatte es einen Fadenklügel und zwei Pantoffeln gehabt, die nie zusammengehörten. Auf dem Tisch lagen zwischen kleinen Milchtümpeln eine Strickerei und das städtische Tagblatt. Und ich hatte gesehen, daß ein graues Kätlein — Theodor war immer ein merkwürdiger Katzenfreund gewesen — auf einem Stuhl in stiller, gelassener Schlaueit hockte, aber plötzlich die Vorderpfoten auf die Kante der Tafel setzte und langsam und wie im vollen Familienrecht Klärli's Schüssföckchen ausschleckte. So war Regina eben: in Kleinigkeiten hatte sie nie Ordnung gehabt; aber im großen, das war gar nicht zu verkennen, hatte sie Maß und Richtung und Ziel gefunden. Was sie nur immer sprach, war überlegt, was sie anschaute, fest und bestimmt, was sie hantierte, mit überschauender Klugheit geschehen. Wunderbar langsam und sicher war sie geworden. Ah, die Berge,

unsere allmächtigen Berge hatten sie eben auch schon in ihr großartiges Maß genommen! Oder soll ich sagen: in ihre ehrwürdige, schweigsame Ewigkeitschule!

Die zwei Kleinen waren hübsch und geweckt. Eine gewisse körperliche Wohlerzogenheit und ein überaus sauberes Seelchen guckte ihnen kräftig aus allen Nähten, trotz den abgerissenen Knöpfen an der Jacke und den Löchern in den Strümpfen. Solche Kinder mit soviel Stolz, wie dieser Arnoldli besitzt, und mit soviel gütiger Neugier, wie das Klärli ausprudelt, können nur von einer ganz tüchtigen Mutter stammen. Nein, Regina hatte trotz ihrem abweisenden Geiste für mich eine wahrhafte, edle Größe gehabt. Theodor war immer noch ihr Eines und Alles, in ihm ging sie auf. Und nun sollte er aus ihren Armen und sozusagen von ihrem Mund weg in den Tod fahren! Was war sie dann noch? Ein Schatten ohne Halt und ohne Licht. Sie erbarmte mich. In der großen Gefahr, in der sie stand, schienen mir alle Fährlichkeiten meines Lebens Nullen. Nein, einer solchen Frau mochte ich nicht auch noch beschwerlich fallen. Kein Krümlein Mühe sollte sie von mir haben. Ich bereute, daß ich in ihrer Stube mich nicht viel bescheidener benommen hatte. Helfen wollte ich, soviel ich konnte, aber immer von weitem, ungesehen, durch andere Hände und Boten. Es lag mir jetzt hundertmal mehr daran, daß ich von ihr, statt von Theodor ein freundliches Abschiedswort erhielt.

Jetzt erlosch das obere Fenster im Kinderzimmer der Weggisser. Die Kleinen schliefen wohl schon, trotz Walfisch und Speckkönig.

Wie still nun doch hier oben Erde und Menschheit wurden! Wenn man so abends spät in einem hochgelegenen Bergdorf am Gefins seines Schlafzimmers steht und so eine allherrschende, tiefe Ruhe nicht bloß mit dem Ohr, auch mit den Augen und Lippen gleichsam schmeckt, dann kann man es fast nicht glauben, daß kaum zwei Stunden von diesem Schweigen das heiße, verstaubte, verschnatterte, nun erst recht gierig in die Nacht wühlende Leben der Stadt regiert. In der tollen Residenz würde man glauben, man müßte mindestens in einen Stern steigen, um so eine prachtvolle, stumme Gelassenheit des Lebens, so eine entzückende, wortlose Landschaft, so früh schlafende Menschen, so totenstille Häuser, so reinen Schnee und eine so kristallfrische Luft zu finden. Oh, in dieser Ruhe fängt die Seele wieder einmal an zu grünen und wie ein junges Maibäumchen auszuschlagen! Und es duftet um uns herum wieder förmlich von Poesie. Was in uns gut und rein ist, zersprengt die mumienhafte, platte Erstarrung, worein uns das Phylisterium einbalsamiert hat, und feiert einen kleinen, süßen Feiertag.

In diesem Stündlein mußte ich an meine Jugend denken, an die früh verstorbenen Eltern, die ich fast nur noch wie aus fernen Dämmerungen mit einer Fingerspitze oder einer Haarlocke winken sah und deren Stimme mich wie aus einem tiefen, tiefen Wasser kaum noch erreichte. Dann walzte unsere alte Magd Grete heran mit ihren Gespenssterge-

schichten und den schwarzen Borsten in den Ohren und Nasenlöchern. Nun kam auch mit ihren so kleinen, aber so sichern Schritten meine liebe Schwester daher, die jetzt so großmächtig eigen ohne mich schaltet und glücklich ist. Ich sah meine Knabenzeiten. Und hier begann sich nun dieser Dorfplatz da unten herum solid in mein Leben hineinzulegen. Die Sommer, die Weihnachtsferien hier oben! Dort drüben die Berge von Spitze zu Spitze erzwungen! Das Indianerspiel in den Wäldern! Aber vor allem in solcher Nacht wie heut das Schlittengeklingel, das Hinunterfahren knapp an Dornhecken und Bächen vorbei und Theodors unsterbliches Gelächter! Der Silvesterabend dort drüben in der Kirche, das Volk voll Schneeflocken, des Pfarrers Ansprache, immer ein wenig rührend, aber immer auch mit einem herzhaften Sprung ins neue Jahr hinübersehend! Dazu die Blechmusik, der Kirchenchor, die falsche B-Trompete, der dreistimmige Sang der Schulkinder, so hoch und silberig wie von Grillen! Die Fastnacht mit bäuerlichem Badwerk und den Kindertänzen bei Geige und tiefsummemdem Hackbrett, das Gejodel durch alle Gäßlein, die Dorfgemeinden, die Spritzenproben, die Schwingeten! Reich und sorglos und schön vor allen und über allen der königliche Theodor, vor dem wir uns bogen, Knaben und Mädchen, klein und groß, wie vor einer jungen, glänzenden Gottheit! In dem Haus dort drüben ob dem Tuchladen hatte ich auch ein nettes, artiges Mädchen recht wohl leiden mögen. Und dort unten am Sträßchen neben der Säge war ein anderes Schulkind gar oft meine Schlittgenossin den Berg hinunter gewesen. Feine Dirnlein waren es, die sich damals über alle Grenzen hinausräumten. Nun sind es zwei wackere, ziemlich magere Hausfrauen geworden, die ihre Tage da oben zwischen den engen Bergen und noch engern Hauswänden auf siebzig Jahre bringen werden und nur selten einmal in die nächste Stadt hinunterfahren, dritter Klasse, um gute Strumpfwolle für ihre sieben wilden Buben zu kaufen. Wenn wir uns begegnen, werden wir ganz leis lächeln müssen, weil uns das kleine, unschuldige Scharmukieren einfällt. Aber sobald wir uns grüßen, verlöscht das. Andere Stimmen, andere Gesichter, fremder, schwacher Händedruck. Sie so, ich so! Eine Welt dazwischen...

Aber Theodor hatte hier viele Verehrerinnen gehabt. Vielen hatte er seine immer feuchten, vollen Lippen für den Augenblick eines Kelchtrunks geschenkt. Seinetwegen war eine seltsame, mädchenhafte Politik durchs ganze Dorf entstanden. Da hat man intrigiert, geschimpft, verleumdet, anonym geschrieben und sogar mit den kleinen Zähnen und den kralligen Dirnenfäustchen gefochten. Ich habe sie alle wohl gekannt, diese Amazonen um Achilles! Einige treiben nun als handfeste Bäuerinnen das Vieh an den Trog, andere haben sich in den Nachbarsdörfern an einen Krämer oder Handwerker verheiratet, viele sind mittelalterliche, strengblickende Fräulein geworden und haben trotzig Fenster und Türe ihres Jungfernheims zugerie-

gelt, aber lassen doch noch eine feine Scheibenrize nicht nach der frechen Hauptstraße, nein, nach dem ahnungsvollen Seitengäßlein offen, weil auch in der sprödesten alttöchterlichen Seele noch ein Streifchen Hoffnung und ein verschämter Hunger nach dem Mannsglück wie das verstohlene Licht in einem Blendlaternchen leckt und züngelt.

Und nun war der Abgott dieses vielköpfigen, unruhigen Mädchenfrühlings schon am Erblassen! Ja, ja, da hat man das Leben! Aufknistend, verlodern, ein Schäufelchen Asche! Verspricht nur euer übermütiges Feuer, ihr Wintersterne da oben, ihr habt gut spotten auf uns elende Döchtlein! Von was ihr brennt, brennt ihr in alle Ewigkeit. Da gibt es kein Erlöschen und windiges Anblasen an einem neuen Zunder. Ihr habt eben eine überweltliche Gesundheit und die Berge im Kranz da herum auch und der große, helle Schnee übers Land und die unendliche Luft voll Eis und Tannen und Steingeruch auch. Aber wir Menschen, pfui Teufel, sind wir Zwerge!

Aber in diesem zwerghaften Augenblick war es mir doch ein hübscher Trost, Arzt zu sein. Da muß ich mich minder schämen. Da fließ' ich doch noch ein wenig an der Vergänglichkeit herum, mache einiges besser, vielleicht auch einiges schlechter, aber will doch dem Morschwerden und Verwesen wehren und will den Funken retten, den nicht ihr verdammt hoffärtigen Funkenflücker da oben, sondern ein noch viel höherer, funkliger Lichtherr in die große Asche der Menschheit geworfen hat, so daß er bald da, bald dort aufblitzt und zischt und singt und sich sogar groß gebärdet über alle Gestirne hinaus, dieser Funke Leben, ja noch heißer und schöner brennt als dort oben Jupiter und Venus zusammen!

Da verlosch auch das zweite, untere Lichtfenster droben auf dem Weggisserhügel, und ich stand mit meiner funkenheißen Träumerei allein mitten in der dörrlichen Finsternis. Und plötzlich fühlte ich, daß der Boden kalt wie ein Gletscher war und mir die Schneeluft von den Sohlen herauf zu den Knien mit eisiger Schärfe drang. Ich sprang ins Bett und konnte nach dieser gesunden Abkühlung im Nu einschlafen...

Allein von den nahen schweren Glockenzeichen am Turm erwachte ich um elf und zwölf Uhr wieder. Das dröhnte, daß die eisernen Bettpfosten mitschwangen. Dann ward es noch viel stiller als vorher. Aber nicht lange. Wie ich mich einmal aufs andere Ohr lege, höre ich jemand in heftigen Sätzen über den gefrorenen Platz wie über klirrendes Eisen springen. Ich höre das laute Schnaufen. Das gilt mir, sag' ich und sitze stramm auf. Ich kenne das von Hause. Wie oft bin ich erwacht, ehe es meinen Vater aus dem Schlaf geläutet hat, schon wenn die Laufenden erst am Gartentürlein standen! Ich hätte ein geborenes Doktorohr, sagte man.

Es betrog mich auch diesmal nicht. Der Mann zertrte unten an der Klingel; aber sie gab keinen Ton. Mit einem Satz war ich am Fenster. Vom

Weggisserhaus flammte mir eine ganze Reihe Scheiben lampenhell entgegen. „Was gibts?“ — „Seid Ihr der Doktor von der Stadt?“ — „Ja! Gehts dem Theo—Weggisser nicht gut?“ — „Ihr sollt sogleich kommen, mit mir, ich warte!“

Ich flog in die Kleider. Hab' ich alles, Uhr, Thermometer, Taschenaepothek? So, gut! Ich bin fertig!

Wir rennen die Halde hinauf. Das Licht ist mir gräßlich über diese ganze Front. Die Haustüre steht offen. Ich laufe zur Stube, von da in die Kammer. Theodor liegt hochaufgebettet in den Kissen, den Kopf in Reginen rechtem Arm, den Mund offen, die Nasenlöcher wie verklebt, die Augen in trübem, schwindendem Licht. Er ist farblos, seine Stirne tropft, man merkt keinen Atemzug; aber tief aus dem Hals empor gurgelt und würgt es leise wie in den Rieselnen eines verschütteten Brunnens.

Regina ist fast noch bleicher. Ich kenne sie kaum. Ihre Bronze scheint wie mattes glanzloses Zinn geworden. Ihre Augen saugen sich in die leeren Blicke des geliebten Mannes. Sie sind voll Wasser, entsetzt aufgesperrt, aber lächeln den Armen doch ermutigend an. Es riecht nach Senf und Essig im Zimmer. Im Hintergrund steht die Magd mit Tüchern und einem Waschbecken.

Thedi sieht mich ans Bett kommen, aber zuckt mit keinem Lid. Er kennt mich nicht. Regina aber sagt, ohne einen Blick von Theodor zu lassen, streng und hart: „Silf, hilf jetzt; er hat den Anfall wieder!“

„Wie lange?“

„Seit einer halben Stunde!“

„Gabst du ihm keine Pillen? Und der Sprayer? Warum denn nicht?“

Sie wurde ein wenig rot und sagte dann still, aber tapfer: „Ich traute dir nicht!“

Ich schoß ihr einen unwilligen Blick zu. Dann legte ich zwei Pillen in Theodors Mund. „Schluck sie, schluck sie sogleich!“ sagte ich. „Probiers doch! Und schliesse den Mund!“

Aber Theodor bewegte keine Lippe. Da stieß ich ihm die zwei Röhrchen des Sprayapparates in die Nasenlöcher, drückte heftig den Gummiball auf und zu, und tausendfach stob in dünnen, unwiderstehlichen Strahlen der alkalische Dampf in die Lunge des Patienten. Gleichzeitig rieb ich Herz und Brust sanft und eindringlich mit Kampher ein, machte eine Dngitaliseinsprizung und ließ alle Fenster öffnen, sodas die eisige, unvergleichlich reine Bergluft wie ein Eisstrom hereinsloß. Die Sterne in Theodors schönen blauen Augen standen unbewegt still.

Aber bald blähte er rechts und links den Nasenflügel auf, zuerst ganz leis, dann immer gieriger und stärker. Er sog die Luft in immer längern Zügen und schloß dazu die Augen erquicklich wie ein Kind an der Saugflasche. Die Blässe schwand langsam, der Atem ward tiefer, und er löste nach und nach auf der Decke die blaugelaufene Faust, bis er mit allen zitternden Fingern über das weiße Tuch tasten konnte.

„Nimm ihn noch etwas höher!“ gebot ich Reginen, und sie gehorchte mit dem Aufwand aller Kraft und Sorglichkeit, die sie noch besaß. Wie die Farbe in sein Gesicht zurückkehrte, färbte auch sie sich aus dem Zinn wieder tiefer und tiefer in ihre wunderbare Bronze. Ihre Augen wurden warm und selig. Sie schimmerten feucht wie ein verregneter Baum im ersten neuen Sonnenschein.

Nach wenigen Minuten tat Theodor die Augen wieder auf, und da waren es ganz andere Augen. Die Sterne flogen wieder ins Leben hinaus. Sie schimmerten. Er bewegte die Lippen, ohne eine Silbe zu sprechen. Aber seine Blicke wanderten bald zu mir, bald zu seiner Frau, fast schon so lustig, wie ein Vogel von einem Sprossen zum andern fliegt.

„Ach, ist das ein anderes Leben!“ hauchte er endlich ins Gesicht seines Weibes. „Walter, du?“

„Bst!“ machte ich und drohte mit dem Finger. „Regina, wisch' ihm jetzt den Schweiß ab und deck' ihn gut! So! Recht! Und jetzt stäub' ihm noch einmal von der Flüssigkeit in die Nase! Schau so, nur dreimal! Ich muß in die Küche!“

Sie nickte dankbar. „Geh' nur, mach', was du gut findest!“

Die Magd zeigte mir, wo Rhum und Eier waren. Ich schlug das alles in einem Glas zu einem dünnen Schaum, wärmte die Schleckerei und gab sie Theodor zu trinken.

„Walter,“ sagte er hernach, „du verstehst das Geschäft großartig! Ich möchte jodeln!“

„Schlafen mußt du jetzt!“

„Was schlafen? Keine Rede! Jetzt wollen wir lustig sein und plaudern,“ forderte er, von den Arzneimitteln wie betrunken.

„Regina, befehl ihm, daß er schlafe! Er kann's jetzt, und er muß es jetzt!“

Da fuhr sie ihm mit der braunen Hand langsam über die Stirne, küßte ihm den Mund und bat: „Schaz, wir müssen dem Walter gehorchen! Es ist besser so. Schau nur, was er für Augen macht! Sonst läßt er uns im Stich!“

In der Tat, ich machte jenes fürchterlich grimme Gesicht, das so mancher Arzt in gefährlichen Augenblicken bekommt, ohne es zu wollen, das etwa heißt: Vogel, friß oder verdirb! Ein Gesicht, daß sogar der alte Tod recht oft Reißaus nimmt, so sehr erschreckt es ihn.

Folgsam wie ein Kind schloß Theodor sogleich seine Augen, und Regina setzte sich wachsam zwischen ihn und das Lampenlicht.

„Ich möchte nach den Kindern sehen,“ bat ich leis. Sie nickte, ohne mich anzusehen.

Die Magd wollte mir mit einer Kerze vorangehen. Aber ich nahm ihr das Wachs und ging allein hinauf. Geräuschlos öffnete ich die Kammer. Sie war voll lauen Bettgeruchs. Ein elektrisches Flämmlein brannte hinter einem grünen Vorhängchen. Es war ein kleines Zimmer mit einem einzigen Bett. Darin saß Arnoldli aufrecht und die Mohrenaugen angelweit offen. Er hatte den kleinen Finger zwischen die aufgeblähten blutroten Lippen gelegt, ließ



Walter Engholz, Basel.

Am See (Tempera).

In St. Galler Privatbesitz.
Phot. Pp. & G. Sint, Zürich.

die Füße über die Bettlade hinunterhängen und horchte angestrengt.

„Gelt, der Vater?“ machte er grollend und warf den Mund hoch.

„'s ist schon vorbei, Arnold, mußt dich nicht mehr sorgen! Schlaf nur wieder!“

„Warum hast du mich nicht gerufen?“ grollte der Bub weiter.

„Was hülfte das? Die Gesunden sollen schlafen! Nicht sich auch noch krank machen! Vater schläft auch bald.“

„Ja?“ lispelte Arnoldli ungläubig und maß mich von oben bis unten mit seinen hochmütigen Blicken. Denn augenscheinlich wollte ich das Wunder bewirkt und Vater eingeschlafert haben!

„Er hat sogar jodeln wollen, so wohl ist ihm geworden.“

„Bist du so ein Doffter?“ staunte der Kleine nun doch.

„Aber jetzt wird er schon schlafen. Und auch ich will zu Bette. Nur möcht' ich schnell schauen, wo mein Mimeli liegt.“

Mit einem faulenleichten Sprung war Arnoldli aus dem Bett bei mir, faßte meine Hand und schritt mit mir im langen, den Boden streifenden Hemd mit den prächtigen Saumstickereien zur halboffenen Nebenkammer, wo die Mädchen schliefen.

„Nicht da,“ sagte er und zerrte mich von einem kleinen Bett zum großen hinüber. „Sie sind zu einander gefrohen. Sie haben sich stark gefürchtet. Ich bin ihnen ja aufs Bett gehockt und habe graufiges Zeug erzählt!“ Er lachte mit verspihenden Lippen und einer prachtvollen Vergnügtheit in den Samtaugen. „D, ich habe sie erschreckt! Siehst du, da liegen sie noch! So haben sie einander an die Wand gedrückt, als ich sagte:“

„Und der Walfisch machte mit dem Maul so: Chhchhchhou—tscht—tschtst!“

„Du bist ein Donnerwetterskerl, du!“

„Verschrecken tu ich heillos gern!“ Er knipste hell mit Daumen und Zeigfinger. „Aber ich helf' ihnen auch am Tag gegen die bösen Hunde und die großen Buben.“

Kärli lag am Hals Mimelis und zeigte die obere breiten Zähne, so hoch hatte es die volle Weggissel-lippe im Schlaf geschürzt. Mimelis Backen funkelten wie zwei Leuchtfugeln. Das Haar fiel ihr wirr um die Schläfen. Es runzelte angestrengt das Stirnlein, wie oft bei einer hartnäckigen Arbeit. Der Walfisch zappelte wohl noch immer durch seine Sinne. Arme und Händchen hatten die Mägdlein so durcheinander geschlungen, daß ich nicht gewußt hätte, wem diese oder jene Hand gehöre, wenn nicht Mimelis ganz wenig größer und weißer gewesen wären. Aber die zwei Gesichtlein waren gleich sanft und doch reglam, sie trugen das gleiche, eichhörnchenfarbene Haar und so dünne, blendend weiße, zarte Häße wie junge Schwäne. Ich küßte beiden die nestwarmen Wangen.

Als ich wieder aufblickte, sah mich der Bub geringschätzig an.

„Ihr seid doch furios, ihr von der Stadt!“ meinte er.

„Warum?“

„Ah bah, daß ihr immer küssen mögt! Das Mimeli hat mich auch wollen. Aber ich habe mich ganz steif und hoch gemacht wie einen Turm. Schau so!“ Er reckte sich schlank in die Höhe, das Kinn wagrecht in die Luft haltend, und glühte mit den Augen vor innerem Lachen und vor Bubenstolz. Es war mein herrlicher Theodor ins Kind übersezt.

„St,“ machte ich, „was ist das?“ Wir horchten beide.

Der Kleine lächelte flink und sprach langsam und überlegen: „Mutter jodelt dem Vater vor.“

„Was?“ rief ich ungläubig.

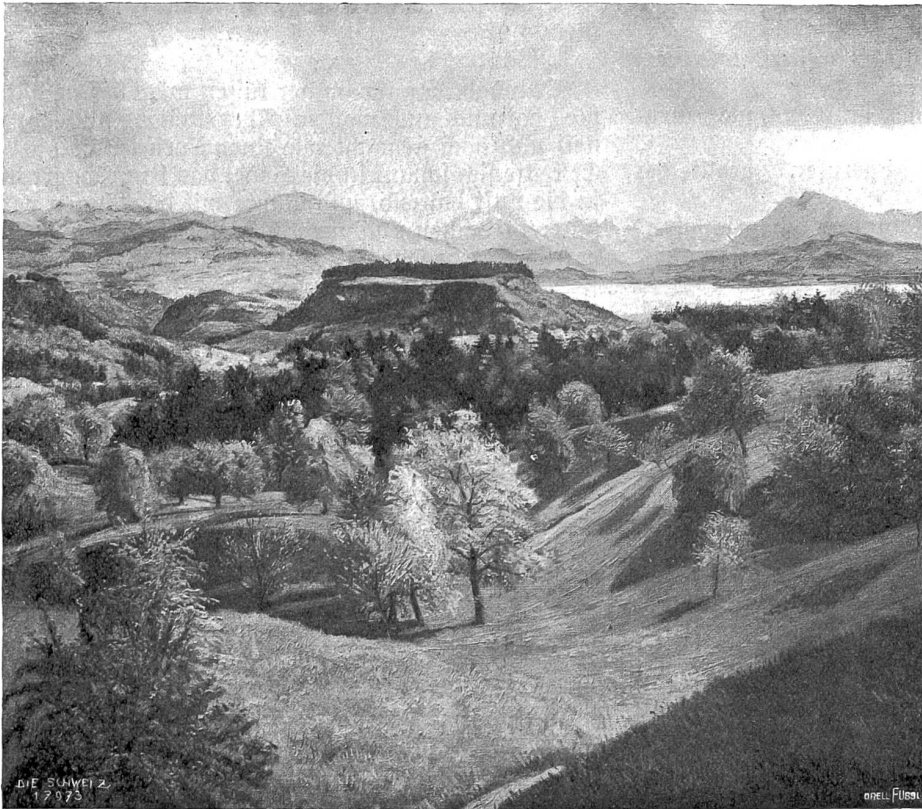
„Wenn der Vater wieder gut schnaufen kann, muß Mutter ihm jodeln. Los, wie gut kann sie jodeln!“

Schimmerig leis drang es durch die dünne Diele herauf, auf und ab, leichtsinnig und hochgemut, mit wenig Worten, ohne Takt, Note an Note fließend, wie ein singendes, schwimmendes, klares Wasser. Das ist der Jodel der Aelpler...

Ich wußte von unsern Studentenzeiten her, wie Theodor fast krankhaft das Jodeln liebte. Er selbst hatte prachtvoll gejodelt. Aber nie in der Stadt. Der Jodel in der Stadt ist wie ein zahmer Gemsebock in ihrem Park. Wahr und unvergleichlich ist er nur oben in der kulturfernen, himmelnahen, gipfeljauchzenden Felswildnis. Dahin allein paßt dieses gefeßlose Lied. Es ging Theodor über alle Kunstmusik. Sobald auf der Bergtour die ersten Arven und Wettertannen kamen, warf er Kragen, Rock und Weste von sich, öffnete das Brusthemd und stülpte die Ärmel zurück. Und nun ward alles ur-menschlich und wie ein Jodel an ihm, die schwindelnd blauen Blicke, das elastische Knie, die ganze Musik seiner jungen Wohlgestalt, vor allem aber sein Mund. Er sprach dann im melodischen Heben und Fallen der Silben wie die Aelpler allhier, stemmte auch die Arme bald in die Hüften, umschlang einen der schönsten, höchsten Gipfel mit den flammenden Augen und begann aus der ganzen süßen Wildheit seines Berglertums zu jauchzen: „Tüölseuh-u-uh-holio-o — tüölseuh-u-uh-hiooooo!“ daß es wie Orgel an die nächsten Wände schlug, von da weiter an die jenseitigen Felsen geschwungen ward und so ferner und ferner ins Gebirge verrollte, bis es an irgend einer unerreichbaren Zinne mit einer letzten Note feierlich verzitterte. Aber lange, lange bebte die süße Luft allum noch von der Melodie nach.

Jetzt konnte er nicht mehr jodeln. Aber wie damals in der erhabenen Luft der Berge mußte ihm wohl sein. Wie eine Bergschwalbe, so leicht fühlte er sich jetzt. Darum wollte er einen Jodel haben, und darum jodelte sie ihm aus ihrem verängstigten Herzen. Das ergriff mich unbeschreiblich...

Und wie sie jodelte! Nicht mehr fest wie früher, sondern mit einer leisen, weichen, züchtigen Stimme, fast wie das Summen einer goldenen Biene oder wie das Auf- und Abwiegen einer Kinderwiege. Ja,



Willy Fries, Zürich.

einem großen Kinde sang sie hier das Schlummerlied. . .

„Welch eine Frau!“ entschlüpfte es mir.

Der Knabe sah stolz, wie ich horchte; dann zupfte er mich am Ärmel und flüsterte: „Ich kanns auch!“ Und ehe ich es wehren konnte, hatte er seine überschwellenden Lippen halb geöffnet, den Kopf schräg auf die Achsel gelegt und begann in rhythmischem Hin- und Herwiegen des kleinen, elastischen, vom

Baarburg (Kt. Zug).

Die kleinen Mädchen bewegten sich ein bißchen in den Federn. Sie stammelten etwas Unausprechliches dazu im Traum und machten erheiterte Gesichtlein — Kinderhimmel!

Mir war, ich lebe in einer frommen alten Lebende, bis das Duett aufhörte. Zuerst schwieg man unten, worauf der Engel hier oben noch einen kurzen, rein-silbernen Triller anschlug und dann Kopf über Hals in seinen Flaum stürzte und einschloß. . .

(Fortsetzung folgt).

Berglied.

Nachdruck verboten.

Novelle von Gerolamo Rovetta. Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Klein, Binningen.

Zuviel Bratenfett und — zu viele Fettleibige!

Der berühmte Chef des Kurhauses hatte — obgleich äußerst galant und seit zahlreichen Saisons in Wien — zuviel Deutschtum geschmeckt und verpestete mit dem fetten Geruch seiner Küche sogar die Luft des Tannenwaldes.

Ja, so war es. Die Dünste des Gulasch und des Plum-cake, die jeden Tag in dem Menü für — schwächliche Magen inbegriffen waren, drangen bis da hinauf, bis zu ihrer Lieblingsbank hinter dem protestantischen Kirchlein, wohin sich die Marchesa Felicità auch heute gegen fünf Uhr abends hingeflüchtet, als der lange Dienstbeflissene der Dicken beiderlei Geschlechts begonnen hatte, gemächlich den Weg zur Trinkhalle einzuschlagen. Wie beklemmend, wie niederdrückend dieser Schwarm von Pinguinen, in deren Mitte sie seit zwei Wochen lebte, auf sie einzuwirken begann! Und gerade sie war es gewesen, die darauf bestanden hatte, daß der Arzt der Meinung wäre, eine Entfettungskur würde ihr besser bekommen als der Aufenthalt an der See! Wie so war nur die Furcht, stärker geworden zu sein, stärker zu werden, über sie gekommen?

Die Marchesa lächelte. Jene entsetzliche Furcht hatte sie an einem Vormittag im Mai erfaßt — an einem Donnerstag — im „Spiegeltabinett“, im Ankleidezimmer von Ventura. Da war sie im Begriffe gewesen, im Korsett das Reittleid für Castelletto anzuprobieren. Plötzlich war auf der großen Scheibe neben ihr die mephistophelische Gestalt des Cavaliere Febo einem Gespenste gleich aufgetaucht und wieder entschwinden. Sie hatte ihn deutlich gesehen, lang, dünn und kohlschwarz in seiner ewigen geheimnisvollen Trauer, und das spitze, kühle Lächeln des wissenden, satten Junggesellen; sein lebhaftes, intelligentes Auge hatte ihren ganzen Körper, so, wie sie damals dagestanden, umfassen und mit Kennerblicken liebkost.

Nur ein Febo war imstande, in einen solchen Ort einzudringen, in einem solchen Moment in einen so sehr referenzierten Spiegel zu sehen! Rinetto zum Beispiel würde dies niemals gewagt haben; es wäre ihm vielleicht auch niemals der Gedanke einer solchen Möglichkeit gekommen. Ein Junge, nichts anderes als ein Junge war er, dieser gute Rinetto! Wie oft hatte er sie leuchtend bis zur Türe von Ventura begleitet! Aber nur, um sich